

Bezugs-Preis
In die Stadt und Umgebungen 2,50 A.
Durch die Post bezogen 3 A. für das
Quartier. Die Hälfte gegen
Vorauszahlung.

Halleische Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die halbjährliche Vertheilung ohne
Brenn-Steuern für jede und drei-
viertheilung nur 15 A. fünf 20 A.
Wöchentlich im Voraus zu zahlen.
Zweite Seite 40 A.
Wöchentliche Anzeigen bei der Expedition
allein 10 A. monatlich.
Wöchentliche Anzeigen bei der Expedition
allein 10 A. monatlich.
Wöchentliche Anzeigen bei der Expedition
allein 10 A. monatlich.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 37.

Halle a. S., Dienstag 1. September 1896.

Seitener Druckerei
Berlin S.W. Bernauerstraße 7.

Fürst Lobanow-Rostowski.

Wie wir bereits in der gestrigen Morgenausgabe telegraphisch zu melden in der Lage waren, ist der staatsmännliche Leiter der auswärtigen Politik Russlands unermüdet vom Tode dahingefahren worden; auf der Reise von Wien nach Wien, welche er gleichzeitig mit dem russischen Kaiserpaar ausführt, ist Fürst Lobanow gestorben. Er hatte ein in glücklicher Ehe etwas Unheimliches, was sich jedoch noch steigert, wenn es sich um eine Personlichkeit handelt, welche das Leben hoch emporgehoben hat aus der Zahl der gemüthlichen Sterblichen. Einen trüben Schatten wirft dieser Trauerfall auf die Reise des russischen Herrscherpaares, dem bereits zum zweiten Mal der überirdische Mahner an die Vergänglichkeit alles Irdischen in einem Augenblicke nahe getreten ist, der in dem Leben desselben ein hoch bedeutendes Ereignis darstellt. Zu der furchtbaren Katastrophe auf dem Moskauer Blachfeld, die den Weichheit der Kaiserkrone mit einem schauerlichen Gebrüll umgeben hat, gefüllt sich jetzt der Tod des russischen Premierministers, inmitten der glänzenden Festtage, zu denen sich das Zarenpaar anstellt.

Fürst Alexei Rostowski-Lobanow Rostowski war am 25. Dezember 1825 geboren, hat somit ein Alter von 71 Jahren erreicht. Er entstammte einer der ältesten russischen Fürstentümer und trat, nachdem er die Petersburger Realschule besucht hatte, bereits mit 19 Jahren in den Dienst des Ministeriums des Auswärtigen. Schon in den fünfziger Jahren war er Sekretär bei der Gesandtschaft in Berlin; später vertrat er das russische Reich am Goldenen Horn, wo er unter schwierigen Verhältnissen von 1859 bis 1863 als Gesandter und 1878 und 1879 als Vizebotschafter fungierte. Eine Veranlassung legentlich unterbroch 1863 die diplomatische Laufbahn des Fürsten Lobanow. Als derselbe nach Verlauf mehrerer Jahre wieder in den Staatsdienst eintrat, fand er zunächst in der inneren Verwaltung des Reiches Verwendung, anfangs als Gouverneur, alsdann als Gesandter im Ministerium des Innern. Nach seiner Ernennung auf den Posten in Konstantinopel war es dem Fürsten befohlen, im Anschluss an die Berliner Konferenz den Friedensvertrag zwischen Russland und der Pforte vom 8. Februar 1879 abzuschließen und zu vollziehen. Als Graf Peter Schadowow wegen angeblich zu großer Bismarckfreundlichkeit vom Fürsten vorgeschoben fallen gelassen wurde, erhielt Fürst Lobanow im November 1879 den Londoner Vizebotschafterposten und einige Jahre darauf, 1882, wurde er zum russischen Vizebotschafter in Wien ernannt, wofür er bis zum Januar 1885 ununterbrochen thätig gewesen ist.

Wie ein großes Vertrauen in seine Friedensliebe und seine diplomatische Gewandtheit von deutscher Seite geteilt wurde, bewies die Thatsache, daß Fürst Lobanow auf eigenen Wunsch des Kaisers Wilhelm kurz vor dem Tode des Ministers Giers zum Vizebotschafter in Berlin an Stelle des Grafen Schadowow ernannt wurde. Giers' Tod änderte die Dispositionen über die Belegung des Berliner Vizebotschafterpostens. Es hieß nämlich, daß der Zar in einem eigenen Sandbriefchen den Kaiser Wilhelm um die Freigabe Lobanow's gebeten habe. Nur widersprechend entschloß sich in Berlin, diesem Ersuchen zu entsprechen, aber die Ueberzeugung, daß Lobanow als russischer Minister des Auswärtigen wirken könnte als in Berlin, gab den Berliner Vizebotschafterposten angetreten hatte, zum russischen Minister des Auswärtigen ernannt, und er führte seitdem die auswärtige Politik Russlands von Berlin zu Erfolge.

Wie Fürst Lobanow den Vortheil seines Vaterlandes wahrzunehmen verstanden hat, ergiebt sich aus seiner Haltung während der ostasiatischen Kriege, wo er mit der Forderung zu überaus vortheilhaften Interessen bestritten. Die in Frieden von Schimonoseki Japan zugesicherten großen Vortheile wurden mit Hilfe Deutschlands und Frankreichs auf ein sehr bedeutendes Maß eingekürzt und diese gemeinsame Aktion schaffte dem russischen Reich Möglichkeit, Raum und Zeit, um seinen bedrohten Einfluß im äußersten Osten wieder zu gewinnen. Inzwischen nahmen die orientalischen Dinge, namentlich die Armenierfrage, eine gefährliche Gestalt an und England nahm sich den Machthabern in Petersburg mit verlockenden, aber mit blutigen Konflikten verbundenen Heilungsvorschlägen. Fürst Lobanow und Kaiser Nikolaus besaßen den Muth, derartige Verhandlungen kurzer Hand abzubrechen, vorläufige Formeln und die Zurückhaltung des Europas als Hauptpunkte ihres neuen Programms in Evidenzen heraus zu präzisieren und die europäischen Staatsmänner zu überzeugen, daß diese Intentionen ernst gemeint und dauernder Art seien. Die nächste Folge war ein unbegrenztes Vertrauen des Sultans zu Russland, das sich auch sonst Wähe gab, die vermorenen Zustände auf der Balkanhalbinsel in reguläre Bahnen zu bringen.

Der Gegensatz zwischen den kontinentalen Großmächten hat seit Lobanow's Hervortreten wesentlich an Schärfe verloren. Man spricht mehr als vordem von einem „europäischen Kongress“ und, was besonders in der Waagschale fällt, man sieht jetzt auch die Folgen einträchtigen Vorgehens. Fürst Lobanow nun nach längerem Aufenthalt in Frankreich am 12. Oktober 1895 nach Berlin, wo er mit dem Fürsten Solovjoff seine neuen Beziehungen hatte und wo aus er mit dem Reichskanzler den Kaiser in Substanz aufsuchte. Man weiß, wie staatsmännlich klug er sich in Frankreich sehr lebhaften Umräumungen zu entschieben verstanden hat, man erinnert sich, wie beruhigend sein Auftreten in Berlin, die Versicherungen, die er zu geben in der Lage war, genützt haben. Seit jener Zeit datirt die Ueberzeugung, daß Russland, genau wie Deutschland, den Frieden und die Ueberbrückung der Gegensätze in Europa wolle, seit

jenen Tagen wird die Vorstellung als antiquirt betrachtet, daß die Nationen unseres Erdtheils in zwei Feldlager verlammt und daß Vork und Abzug haben und drüben vorhanden seien, bei erster Gelegenheit auf einander los zu führen.

Die russische Friedenspolitik hat jedenfalls in dem Verflorchen einer ihrer erprobtesten Annäherlichkeiten verloren.

Über der Nachfolger Lobanow's sein wird, darüber gehen die Meinungen vorläufig noch sehr auseinander. Durch kaiserlichen Befehl ist der Adjunkt des Ministers, Geheimrath Schilkin, sofort nach Kiev berufen worden. Die Führung der Geschäfte des Ministeriums in Petersburg ist dem Grafen Kambsdorff übertragen worden. Vorauszusehen ist jedenfalls, daß, wie auch immer der nächste russische Premierminister heißen möge, er in die Fußstapfen seines Vorgängers treten wird, denn dessen Aktion war nämlich die Verfertigung der Ideen des Grafen Nikolaus. Als Kandidaten für den Ministerposten werden vielfach Graf Schadowow, der Generalgouverneur von Warschau, Baron von Staal, Vizebotschafter am englischen Hof, Baron von Kapniz, Vizebotschafter in Wien, und Herr von Nelidow in Konstantinopel genannt; daß auch in Paris der Name des Herrn von Nelidow in sehr in Betracht kommend auftaucht, dürfte wohl weniger auf greifbare Hoffnungen, als vielmehr auf französische Wünsche zurückzuführen sein.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ leitet die Todesnachricht mit folgenden Worten ein:

Wir antwortigen die Aufnahme wird von der kaiserlichen Regierung dieser plötzliche Todesfall beklagt, der das betruendete Ausland des bewährten Leiters seiner auswärtigen Politik in einem Augenblicke beraubt, wo die europäische Diplomatie sich vor die Lösung einiger Aufgaben gestellt sieht. Die Erträge, welche dem vereinigten Fürsten im letzten Dienste seines kaiserlichen Herrn zu erweisen beabsichtigt gewesen ist, sind erschüttert worden durch das Vertrauen, das an den politischen Mittelpunkt des Kontinents, besonders auch in Berlin und Wien, dem Würden des hochgeachteten Staatsmannes entgegengebracht und durch die Weisheit seiner dem Frieden dienenden Politik gerettet wurde. Möge es seinem Nachfolger in gleicher Weise gelingen, die auswärtigen Angelegenheiten Russlands und namentlich die Beziehungen des großen Reiches zu den benachbarten Kaiserreichen in erlicher Friedensarbeit zu fördern.

In Wiener diplomatischen Kreisen hat der plötzliche Tod des Fürsten Lobanow erschütternd gewirkt. Allseitig wird beklagt, daß Europa allen Grund habe, diesen ausgezeichneten friedliebenden Staatsmann zu betrauern. Specially Österreich, welche in denselben einen ehrlichen, durch und durch vertrauenswürdigsten Freund.

Man glaubt in Wiener diplomatischen Kreisen, daß der russische Vizebotschafter Graf Kapniz oder dessen Bruder, der Direktor des orientalischen Bureaus in Petersburg, zum Minister des Auswärtigen ernannt werden wird, da der sonst in erlicher Linie in Frage kommende Graf Nelidow von seinem Konstantinopeler Posten unter den jetzigen Umständen nicht abberufen werden kann.

In Paris rief die Nachricht ungeheurer Ueberbahrung hervor. Welche Folgen das Ableben des russischen Kanzlers auf das weitere Vorgehen des Zaren haben wird, ist zur Stunde noch unbekannt. Der „Matin“ sagt, gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen werde der Tod des besten Rathgebers des Zaren in Frankreich ebenso schmerzhaft empfunden werden, wie in Russland. Fürst Lobanow, der der russisch-französischen Allianz anfangs kühl gegenüberstand, ist zuletzt eine ihrer letzten Stützen und ihrer aufrichtigsten Vertheidiger gewesen. Zar Nikolaus werde Mühe haben, diesem besonnenen Staatsmann einen geeigneten Nachfolger zu geben.

Die Morgenblätter besprechen in sympathischen Retrospektiven den Tod des Fürsten Lobanow und beauern, daß das Ableben dieses herrlichen Staatsmannes gerade in dem Augenblicke erfolgte, in welchem er mit dem Zaren nach Paris kommen wollte. Man beklagt, daß Lobanow ein ausgeprobenster Freund Frankreichs und ein stürmischer Förderer des frank-russischen Bündnisses war, und beklagt, daß sein Einfluß einen Einfluß auf die Beziehungen zwischen Frankreich und Russland haben konnte, umso mehr, da man nicht weiß, wer der Nachfolger sein wird.

Von einer etwaigen Veränderung in den Reise- dispositionen des Zaren ist dem Berliner Oberhofmarschall bisher nichts bekannt geworden. Ebenfalls liegen über das Weitergehen der Zärga in Breslau nur Zeitungsnotizen vor, eine offizielle Meldung ist jedoch bisher nicht eingegangen.

Zu dem jähren Tod des russischen Staatsmannes läßt sich der „N. A.“ aus Wien melden, daß Lobanow schon während seines Wiener Aufenthaltes sehr lebend ausfas und matt und schließlich in Galtung und Bewegung war. Bei dem Hofkonzert am Freitag Abend sah er sich zusammengefunden da, blickte mit starrten Augen theilnahmslos vor sich, schien die Musik gar nicht zu hören und sprach nur mit wenigen Personen. Er wollte nicht mit dem Zarenpaar nach Kiev gehen, sondern in Wien bleiben und von dort sich nach Breslau begeben. Wahrheitsgemäß wollte ihm der Zar wegen seines Zustandes die erdennende Reise nach Kiev und zurück nach Breslau erlauben, aber die Ereignisse in Konstantinopel machten es notwendig, daß er in der Umgebung des Zaren bleiben und nach Kiev mitreisen mußte. Lobanow litt seit längerer Zeit an Verlegungen und Beschwerden infolge Verkalkung der Arterien. Er hatte die Absicht, nach der Breslauer Zusammenkunft die Weiterreise des Zarenpaares nicht mitzumachen, sondern sich in Dresden einer Mahnagetur zu unterziehen.

Der Wiener Korrespondent der „Allg. Ztg.“ meldet, Fürst Lobanow habe kürzlich, als er den italienischen Vizebotschafter Grafen

Nigon bei seinem Wiener Aufenthalt besuchte, beim Treppengehen einen Herzkrampfanfall erlitten, so daß die Anwesenden, darunter auch der deutsche Vizebotschafter Graf Eulenberg, auf's Höchste erschrocken sind. Fürst Lobanow äußerte, er besonnte häufig diese Anfälle und beschloß, demnächst nach Dresden zur Kur zu gehen, um einer beginnenden Atherosklerose vorzubeugen. Abgesehen davon sei der Tod durch Herzkrampf erfolgt.

Deutsches Reich.

\* Kaiser Wilhelm wird heute auf dem Tempelhofer Felde die Herbstparade über das Gardekorps abhalten, welche hergebrachtermaßen dem Beginn der Manöverperiode vorangeht. Nachdem tritt das Kaiserpaar dann die jährlche Manöverreise an.

\* Bei der am Sonntag in Moskau stattgehabten Enthüllung eines Kriegerdenkmals richtete der Großherzog von Baden, welcher mit dem Erbprinzen der Zeter beinwohnte, eine längere Ansprache an die Teilnehmer, in welcher er zunächst der Stadt seinen Dank für die Errichtung des Denkmals aussprach und dann einen feierlichen Auszug hielt.

Bei der Beendigung des feierlichen Denkmals luden wir an die große Zeit, welche durch dasselbe gefest werden soll. Bei diesem Gedanken führt uns die Erinnerung zu dem großen deutschen Mann, der uns als Vorbild diente und noch vielen Generationen ein Vorbild dienen soll. Ihn kann Gott danken, daß es mit Vergnügen in dem Moment zu erleben, in welchem König Wilhelm I. zum Kaiser ausgerufen wurde. Ihn darf es bewegen, daß es wohl Niemandem bis dahin gegeben hat, der mit solcher Demuth und mit solcher Hingabe sich der Aufgabe gewidmet hat, die ihm anvertraut wurde. Ihn, in dem Sinn! Denn nur diese Eigenschaften ist es, die ihn so hochgeliebt in der Masse all der damals Anwesenden. Er hat die hohe Würde aufgenommen mit der Liebe, die in seinem Leben geübt, mit der Treue, mit der er schon vorher regierte, und mit der Aufopferung, die er durch sein ganzes Leben bewährt hat. Diese drei Tugenden sind es, die übertragen werden sollen auf alle Deutschen, die an ihrem Beispiel sich erheben können und wollen. Denn nur mit diesen Eigenschaften wird etwas Gutes geschaffen, etwas Heilendes zu Stande gebracht.

Der Großherzog schloß seine Ansprache mit einem dreimaligen begeisterten aufgenommenen Hurrah auf Kaiser Wilhelm I.

\* Der Graf von Turin hat während seines Aufenthaltes in Hannover an den Kavalleriemannschaften bei Hannover theilgenommen. Am Sonntag wohnte der Prinz dem Betreten der Kavalleriebrigade bei.

\* Wie dem „Hamd. Courrier“ aus Kattowen gemeldet wird, ist der Zustand des Generals von Rosenfeld sehr bedauerlich.

\* Der Minister des Innern Herr v. B. Dierke tritt heute nach Ablauf seines Urlaubes wieder in Berlin ein.

\* Im Ministerium für Landwirtschaft ist eine Denkschrift über die zur Förderung der Landwirtschaft in der letzten Jahren ergriffenen Maßnahmen ausgearbeitet worden.

\* Schaltungen auf dem Dorfturner Katholikentag. Die „Hörder Kreiszeitung“ macht auf den eigenthümlichen Umstand aufmerksam, daß die Vize der Theilnehmer am Dorfturner Katholikentag zu Tübingen die Namen von Schülern aufweist. In der That zählt man allein in Nr. 3-9 der „Katholikentag“ 45 Namen von Gymnasialisten und Seminaristen, die in die Theilnehmerliste aufgenommen waren. Während die Centralpresse etwa den Vornamen aufreht halten will, da ja diese Katholikentag nicht politische Veranstaltungen seien, ist natürlich die Aufzählung überflüssig. Andererseits wäre es rathsam, wenn sich die Veranstalter vor einem ihrer engsten Freunde, dem Abg. Ninteln, einige Wahrheiten wiederholen ließen, die er mit Bezug auf die unentbehrliche autoritative Stellung der Aelteren und der Eltern gegenüber der unreifen Jugend gelegentlich der Beratung des Bürgerlichen Schulgesetzes vor noch nicht 2 Monaten im Reichstag zum Besten gegeben hat.

\* Nach einer Mitteilung der „Post“ würde der Bundesrat, wenn er Ende September seine Arbeit wieder aufnehmen, neben dem Gehelntwurf betreffend Abänderung der Gewerbeordnung (Handwerkers-Organisation) auch schon den Gehelntwurf betreffend Abänderung der Arbeiter-Versicherungsgesetze vorbringen, dessen Vorkommen allerdings schon seit Jahren betrieben wird, dessen Vollendung aber lo sich nicht erwartet werden mochte. Beide Entwürfe seien dem Bundesrat nicht unangenehm Begründung bereits zugegangen. Ferner soll noch die Seemannsordnung vom 27. Dezember 1872 einer Abänderung unterzogen werden, so der die Technische Kommission für Seefahrt Vor schläge gemacht hat.

\* Der in Köln abgehaltene rheinische Provinzial-Handwerker-Delegirtenrat erhebt in dem veröffentlichen Gehelntwurf des Begründung der Handwerkers-Organisation und des Begründungswesens einen bedeutenden Fortschritt, bedauert indeß, daß Bestimmungen über den Befähigungsnachweis und die Lehrlingsausbildung nicht genügend in den Entwurf aufgenommen sind. Der Delegirtenrat stellt das Vertrauen in die demnächst in Berlin stattfindende Handwerker-Konferenz, daß der Entwurf so gefast wird, daß er dem Bundesrat zum Segen genügt. Von besonderem und allgemeinem Interesse war die Mitteilung des Centralratsgeordneten Euler, daß die Centralratskonferenz entschlossen sei, in den Organisationsgehelntwurf den Befähigungsnachweis nachträglich einzufügen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß dieser Entschluß das Ergebnis von Besprechungen sei, die in Dortmund stattgefunden haben. Daß das Centrum für seine Anträge die Unterstützung, der Deutsch-Konfessionen, der Reformpartei, eines Theils der









(Nachdruck verboten.)

## Lady Diana's Geheimniß.

Roman von Florence Warrnet.

2) (Einzige autorisirte Uebersetzung.)

Bei diesen Worten wurde das ohnehin bleiche Gesicht des Fremden aschfaßl. „Lord Culwarren!“ wiederholte er verwirrt. „Culwarren von Gardenhelm?“

„Derjelbe, mein Herr! entgegnete der junge Mann eifrig. „Er starb leider vor zehn Jahren und mein Bruder Philipp hat den Titel geerbt. Kennen Sie meinen Vater?“

„Wie jeltfam,“ murmelte der Fremde, „daß sein Sohn mir die rettende Hand bietet! Ja, Herr Melstrom,“ wandte er sich dann an diesen, „ich kannte Lord Culwarren, aber es ist schon viele Jahre her, noch vor seiner Verheirathung, und seitdem war ich immer in fernen Ländern. Also Sie sind wirklich sein Sohn?“

„Nur der Jüngere, — ohne Stellung und Vermögen. Was ich aber besitze, stelle ich gern dem Freunde meines Vaters zur Verfügung. Doch darf ich nun auch Ihren Namen wissen?“

„O ja, obgleich ich mich wegen der Lage, in der Sie mich fanden, fast schäme, ihn zu nennen. Ich heiße Oliver Fosbrooke.“

„So, — nun lassen Sie uns die Hände schütteln und sagen Sie mir, daß wir um meines Vaters willen Freunde sein wollen.“

„Von ganzem Herzen, junger Mann!“ erwiderte Fosbrooke, die dargebotene Hand des Anderen voll Wärme ergreifend.

„Sie haben mir diesmal ohne Zweifel das Leben gerettet und ich müßte Ihnen dafür dankbar sein, obgleich ich nicht weiß, wovon ich leben soll.“

„Lassen Sie unsere Freundschaft nicht hier aufhören,“ bat Melstrom. „Sagen Sie mir offen, was Sie in diese Stimmung verlegt hat, und dann werden wir schon Abhilfe finden. Wenn Ihre Schwierigkeiten mit Geld behoben werden können, soll es geschehen und reicht mein geringes Einkommen nicht aus, so wird mein Bruder nicht erlauben, daß ein alter Freund unseres Vaters —“

„Still, still, lieber Junge!“ unterbrach ihn Fosbrooke hastig. „Ich verstehe und würdige Ihre großmüthigen Absichten, aber ich kann dieselben nicht annehmen. Ueberdies sind meine Geldangelegenheiten nicht so verzweifelt schlecht, wie man Ihnen vorgestellt hat. Mein Mißmuth, meine Niedergeschlagenheit haben einen ganz anderen Grund, und was ich heute Abend thun wollte — allen Gedanken ein Ende zu machen, — das habe ich schon bei verschiedenen Gelegenheiten versucht, selbst wenn ich die Taschen voll Gold hatte.“

„Aber Sie werden es nie mehr versuchen!“ sagte Antony ernstl.

„Sie werden mir versprechen, künftighin das Leben von einer helleren Seite zu betrachten, — eine Lichtseite ist ja stets zu finden.“

„Ich verspreche Ihnen eins, mein lieber Freund,“ erwiderte Fosbrooke sich erhebend und vor den Spiegel tretend, das ist: meine Toilette in Ordnung zu bringen und etwas zu essen, — ich habe seit achtundvierzig Stunden nichts gegessen.“

„Wir wollen das Essen hierher bestellen,“ rief Antony, die Linde ziehend. „Sie müssen jetzt nicht unter diese herglosen Menschen gehen, die vorher um die Würdlichkeit Ihres Todes ctteten. Lassen Sie uns ein gemeinsames Mahl zusammen

halten und eine Flasche Champagner dazu trinken, Fosbrooke und nachher wollen wir uns gegenseitig unsere Sorgen anvertrauen.“

„Unsere Sorgen?“ wiederholte Fosbrooke mit ungläubigem Lächeln.

„Ja, gewiß! Sie denken vielleicht, ich könne keine haben, aber Sie irren sich. Mein Hiersein allein macht mich unglücklich, weil ich tausendmal lieber zu Hause sein möchte!“

„Jugend, Gesundheit, Geld und die Freiheit zu reisen werden doch eigentlich nicht als Unglück betrachtet.“

„Nein, aber es giebt noch größere Sorgen als Alter und Armut.“

„Sie reden ja wie ein Philosoph, Melstrom, und wenn Sie so weiter sprechen, werden Sie mich auch dazu machen. Sie haben mich schon gewaltig beeinflusst, denn ich verspüre großen Appetit und freue mich, daß ich Ihnen gegenüberstehe, anstatt blutüberströmt am Boden zu liegen. Sonderbar, Antony, aber mir ist, als kennte ich Sie schon Ihr Lebenlang!“

### 2. Kapitel.

#### Bekanntnisse.

Monsieur Legros, der keinen andern Befehl aus Nr. 29 erwartet hatte, als die Bestellung eines Sarges, war so erstaunt über den Auftrag, das feinste Essen und den besten Champagner für den angeblichen Selbstmörder zu liefern, daß er sich veranlaßt sah, selbst mit hinauf zu gehen, um sich von der veränderten Lage der Dinge zu überzeugen.

„Ich hoffe“, sagte er, schüchtern an der Thür des Zimmers stehen bleibend, daß die Herren zu ihrer Zufriedenheit bedient sind. Wäre es nicht bereits so spät, hätte ich noch etwas Besonderes holen lassen, so aber muß ich Sie bitten, mit dem fürklieb zu nehmen, was da ist.“

„Es genügt vollkommen“, erwiderte Antony. „Ueberdies bin ich Ihnen noch schuldig, Monsieur Legros, daß Sie sich in Betreff meines Freundes hier so getrrt haben. Gätten Sie nicht, getäuscht durch den Umstand, daß er heftige Zahnschmerzen hatte und deshalb weder sprechen noch essen konnte, geglaubt, er hege Selbstmordgedanken, so würde ich vielleicht nie erfahren haben, daß wir unter demselben Dache wohnten.“

„Zahnschmerzen?“ wiederholte Monsieur Legros verblißt und einigermaßen niedergeschmettert, daß er einen so falschen Schluß gezogen hatte. „Das ist freilich ein böses Uebel!“

„Aber mit einem Glase Champagner wird es sich wohl vertreiben lassen!“ meinte Fosbrooke lachend, worauf der Wirth sich, zustimmend nickend, mit vielen Entschuldigungen und Bücklingen zurückzog.

„Und nun lassen Sie uns dem Mahle Ehre anthun, Fosbrooke!“ rief Antony, indem er sich an den Tisch setzte. „Achtundvierzig Stunden zu fasten, wie Sie es gethan haben, vermag den Papiersten mürbe zu machen. Ich wenigstens hielt es nicht aus.“ Er lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück, während er sprach und sein Gefährte hatte Muße, ihn genauer zu betrachten. Der junge Mann war eine hübsche, kräftige Erscheinung, ein echter Angelfische, mit graublauen Augen, die zuweilen einen traurigen Ausdruck hatten, meistentheils aber fröhlich in die Welt hinausschauten.

„Sie sehen Ihrem Vater nicht im Geringsten ähnlich, Melstrom“, bemerkte Fosbrooke, „wahrscheinlich gleichen Sie Ihrer Mutter.“

„Auch nicht! Sie ist dunkel, wie auch mein Vater es war. Philipp ist sein Ebenbild.“

„Ihre Mutter galt für eine große Schönheit, so viel ich mich erinnere. War sie nicht eine geborene Fairlen?“

„Ja! Sie hatte noch eine Schwester, die einen Sir Alan Osprey heirathete. Beide starben frühzeitig, eine einzige Tochter hinterlassend, welche von meiner Mutter erzogen worden ist.“

„Dann betrachten Sie Ihre Cousine wohl wie eine Schwester?“

Antony erröthete bis unter die Haarwurzeln, aber er erwiderte nichts auf die Frage. Sein Gefährte sah ihn schweigend an und wechselte dann das Gespräch.

„Wie lange kannten Sie meinen Vater, Fosbroote“, fragte der junge Mann nach einer Pause, „und warum hatten Sie den Verkehr mit ihm abgebrochen? Ich hörte ihn doch stets als einen so treuen, beständigen Freund rühmen. Miß Baget sagt immer, daß er der beste Mann gewesen sei, der je gelebt habe.“

„Miß Baget, wer ist das?“

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen diese Frage beantworten soll. Die meisten Leute halten sie für die Gesellschafterin meiner Mutter, sie ist aber in Wirklichkeit deren vertrauteste Freundin. So lange ich mich entsinnen kann, lebt sie mit uns, und für Lily (das ist meine Cousine) und mich war sie immer wie eine zweite Mutter. Ich wußte nicht, was wir ohne sie anfangen würden.“

„Sie spenden der Dame ja ein hohes Lob. Ist Lady Culwarren nicht eifersüchtig auf den Einfluß, den sie auf Sie ausübt?“

„Meine Mutter?“ rief Antony, abermals erröthend. „O nein! Ihr ist das einerlei! Sehen Sie, Fosbroote, das ist der Kummer meines Lebens, ich bin meiner Mutter vollkommen gleichgiltig.“

„Mein lieber Junge, das klingt ganz unglücklich!“

„Aber es ist doch so! Sie vergöttert Philipp. Er ist ja ein guter Burche und ihrer Liebe würdig; trotzdem könnte sie mir doch ein wenig davon abgeben. Nur weil sie mich nicht in Gardenholtz haben will, muß ich so allein in der Welt umherirren.“

„Nicht möglich!“

„Die volle Wahrheit. Sehen Sie, Philipp ist ein großer Bücherwurm, der sich nur in seiner Bibliothek wohl fühlt. Ich hingegen liebe Pferde, Hunde, jede Art von Sport und wußte nicht, was ich in der Stadt anfangen sollte. Vor einiger Zeit nun, — wahrscheinlich weil sie sah, daß ich zu Hause so glücklich war, — befahl meine Mutter mir, ein Jahr lang auf Reisen zu gehen; ich sei zu wild und ungeschliffen und bedürfe noch der Ausbildung. Aber ich glaube, — es geschah aus anderen Gründen.“

„Wollen Sie mir dieselben anvertrauen?“

„Warum nicht? Ich brauche mich deshalb nicht zu schämen. Ich — ich liebe meine Cousine Lily und möchte sie heirathen. Wir haben uns bereits mit einander verlobt.“

„Und Lady Culwarren ist dagegen?“

„Ja, obgleich ich nicht einsehe, weshalb. Die Parthie wäre doch ganz gut. Lily hat ein kleines Vermögen von ihren Eltern und nach erlangter Großjährigkeit erhalte ich meinen Theil als jüngerer Sohn. Es ist nicht viel; für uns Beide würde es aber genügen. Meine Mutter liebt Lily außerordentlich, trotzdem will sie nichts von einer Verbindung zwischen uns wissen. Ist das nicht sonderbar?“

„Was sagt denn Ihr Bruder dazu?“

„Gar nichts. Er ist ein sehr stiller Mensch und liebt nicht, sich in Streitigkeiten zu mischen. Wir haben auch noch nie zusammen über die Sache gesprochen.“

„Und Miß Osprey?“

„O, Lily würde ein Duzend Jahre warten und mich trotz allen Widerpruchs heirathen“, entgegnete der junge Mann voll Zuversicht.

„Hat sie Ihnen das geschrieben?“

„Nein; man erlaubt ihr nicht, mir zu schreiben. Als ich forsting, untersagte meine Mutter uns jede Korrespondenz und Lily muß natürlich gehorchen. Aber nächsten Monat, wenn ich majorenn werde, kehre ich nach Gardenholtz zurück und dann soll uns Niemand mehr trennen.“

„Und wann wird Miß Osprey großjährig?“

„Leider erst in zwei Jahren. — sie ist jetzt neunzehn Jahre alt. Aber das thut nichts, — wir halten doch zusammen, mag meine Mutter sich noch so sehr widersetzen. Und nun sagen Sie selbst, Fosbroote, ist es nicht hart, seinen Wunsch aus purer Laune verjagt zu sehen?“

„Wollen Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit sage?“

„Ich bitte darum!“

„Nun wohl, ich finde, Ihre Mutter handelt außerordentlich klug, indem sie Ihre Heirath zu verhindern sucht, besonders mit dem Mädchen, in das Sie sich verliebt haben.“

„Glauben Sie denn nicht an Liebe und an den heiligen Bund der Ehe?“

„Ich glaube an Leidenschaft, Melstrom, und an ein geselliges Band, das für die Meisten statt Rosenketten nur Eisenfesseln bedeutet. Sie fragten mich vorhin um die Ursache der verzweifelten Stimmung, in der Sie mich gefunden. Soll ich Ihnen sagen, daß sich dieselbe auf den Verrath, die Untreue eines Weibes zurückführen läßt?“

„Eines Weibes?“ wiederholte Antony erstaunt.

„Ja, eines Weibes! Sie denken vielleicht, weil mein Haar grau ist, müsse mein Blut kalt geworden sein und alle Jugendschwächen lägen hinter mir. Aber lassen wir das! Die Frau, von der ich rede, ist weder hier noch überhaupt in der Welt, sie starb schon vor vielen Jahren. Wäre es nicht so, könnt' ich selbst jetzt nicht von ihr sprechen. Sie war sehr schön, Antony, und mein Weib vor Gott und den Menschen. Aber sie liebte mich nicht genügend, um mir blindlings zu vertrauen. Sie vermählte sich heimlich mit mir, — der Grund weshalb ist Nebenjache, — aber als Diejenigen, die ein Interesse hatten, uns zu trennen, mich bei ihr verläumdeten und ihr einflüsteren, ich sei bereits gebunden, glaubte sie Jenen mehr wie mir, verließ mich, ohne eine Spur zu hinterlassen und starb an gebrochenem Herzen. Aber als dies geschah, Antony, brach auch mein Herz.“

„Sie muß Sie doch sehr geliebt haben!“ warf der junge Mann nachdenklich ein.

„O ja, und je mehr ich mich davon überzeuete, um so schlimmer wurden meine Gewissensbisse. Es ist die Neue, die mein Leben zerstört und mich zu dem gemacht hat, was ich bin. Es giebt nur einen Weg, glücklich und zufrieden zu sein, Melstrom — man muß die Frauen meiden wie die Pest und der Liebe fern bleiben, die trügerisch ist wie eine Fata Morgana in der Wüste. Thun Sie das und Sie werden, wenn nicht glücklich, so doch wenigstens frei sein.“

„Fosbroote, Sie sind ein Menschenfeind!“ rief sein Gefährte aus. „Sie betrachten das Leben durch den Spiegel Ihrer Enttäuschungen und wissen augenscheinlich nicht, welches Glück die Liebe in sich birgt.“

(Fortsetzung folgt)

## Ein nettes Medium.

Bei der gegenwärtig in London noch herrschenden Sommerstille, die alle Pforten des gesellschaftlichen Lebens geschlossen hält und Londons Straßen westlich vom Hyde-Park das heitere Gepräge eines in Schlaf verfunkenen römischen Villen-Bezirks giebt, ist es, so plaudert ein Londoner Mitarbeiter des „Lof. Anz.“, doppelt interessant, von einer Geschichte erzählen zu hören, die, obgleich sie von einem Vorkommniß handelt, das einen durchaus ruhigen Charakter tragen sollte, ziemlich lebhaft die Gemüther derer beschäftigt dürfte, die gläubige Anhänger jener vielbestrittenen modernen Wunderlehre sind, welche unter dem Namen Spiritismus in ganz Nordamerika, neuerlich auch in England und Deutschland, Eingang und Ausbreitung gefunden hat. Es handelt sich um eine spiritische Privatitzung, die von einem männlichen Medium Namens John Starton in dessen Wohnung nahe der Charing-Cross-Station kürzlich vor einem geladenen Kreise stattfand und damit endete, daß man das Medium entlarvete.

Ich erhielt eines Sonnabends, am Vormittage, durch einen Bekannten, den Professor B., eine Einladung, der für den Abend desselben Tages angelegten Starton'schen Sitzung beizuwohnen. Professor B. war mit Starton kurz zuvor zufällig bekannt geworden, hatte aber schon vorher erfahren, daß Starton zuweilen spiritistische Manifestationen abhalte, zu denen größtentheils Gelehrte und aristokratische Personen erschienen. Da Professor B. selbst ein großer Freund und Anhänger der Experimentalpsychologie und ein eifriger Verehrer des Occultismus ist, war er sehr erfreut darüber, Eintritt in den Starton'schen Kreis gefunden zu haben. Er hatte zudem von Starton gern die Erlaubniß erhalten, einen Bekannten mitzubringen, allerdings einen solchen, der kein Skeptiker sei. Ich nahm des Professors Anerbieten mit Dank an, obgleich ich hinsichtlich jener Bedingungen, von allem Skepticismus frei zu sein, nicht ganz

genügte, denn erstens war ich bisher nur durch Bücherstudien näher mit dem Spiritismus bekannt geworden und zweitens hatte ich noch nicht vermocht, mir aus den vielen, das Für und Wider vertheidigenden Streitchriften ein giltiges Endurtheil zu bilden. Aber ich wußte, daß es für den Fortgang einer ernstlichen Sache erprießlich sei, wenn man mit vorurtheilsfreiem Glauben an sie herangehe, und deshalb bestrebte ich mir denn auch, meinem zweifelhaften Gemüthe eine positive Richtung zu geben und ihm absoluten Glauben beizubringen.

Voller Erwartung betrat ich am Abend mit dem Professor die Starton'sche Wohnung. Der Professor hatte mich unterweges noch versichert, daß, wenn es sich um einen Schwindler handle, was er aber nicht glaube, er bei den geringsten verdächtigen Anzeichen rücksichtslos vorgehen werde. — Als wir das Haus des Mediums erreicht hatten, war es gegen zehn Uhr. Wir stiegen zwei Treppen empor und standen dann vor der Starton'schen Wohnung, die uns bald darauf von einem jungen Mädchen, angeblich der Cousine John's, geöffnet wurde. Diese begrüßte uns, führte uns mit wenig Worten in das Zimmer, das für die Sitzung bestimmt war, und stellte uns den dort bereits versammelten Herrschaften vor. Es waren mit uns im Ganzen zehn Personen anwesend, zwei Doktoren mit ihren Damen, ein Mitglied des Unterhauses und ein Kaufmann; die Uebrigen waren junge, adeliche Leute. Ich wunderte mich, daß kein Journalist zugegen war. Starton erklärte mir jedoch auf meine diesbezügliche Frage, daß er Herren dieses Berufs nicht gern in seinem Kreise sehe, da es ihm wenig darum zu thun sei, seinen Namen vor der Oeffentlichkeit breitgetreten zu wissen und daß die Herren Journalisten seiner Erfahrung nach auch derartigen mißtrauischen Zweifel in die Experimente setzten, daß bei ihrer Anwesenheit die Sitzungen jedenfalls ungünstig beeinflusst werden würden. „Denn“, betonte Herr Starton, sich auch zu den übrigen Anwesenden wendend, „das Hauptforderniß für das Gelingen solcher Manifestationen sei die geistige Harmonie der Theilnehmer untereinander, die beim Beginn jeder Sitzung am besten ihren Ausdruck in der gemeinschaftlichen Lektüre eines erhabenen Lesestoffes oder in einem kurzen geistlichen Gesange finde.“ — Ich sah mich ein wenig in dem Zimmer um; es war ein kleiner, viereckiger Raum mit einem niedrigen Schrank am Fenster, einem ovalen Tisch in der Mitte, um den die Stühle der Theilnehmer im Kreise herum gruppiert waren, und einem dunkelgrünen Vorhang in der Ecke, welche hinter der Eingangstür lag. Die Fenstergardinen waren heruntergelassen, auf dem Tisch stand eine einfache, nur halbhochgeschraubte Lampe, — so daß nur wenig Licht verbreitet wurde — ein Kästchen mit weißem Papier und eine Klingel. Erwähnen will ich noch, daß der Professor sowohl, als auch ich Herrn Starton — der von mittelgroßer Figur war, schwarzes wolliges Haar besaß und etwas nervös schien — beim Eintritt in's Zimmer jeder eine Pfundnote in die Hand drückte, die er mit gleichgiltigster Miene annahm und in die Tasche steckte. Seine Cousine kam nicht in's Zimmer.

Nun nahmen auch wir an dem Tische Platz. Starton ließ sich ebenfalls nieder und zwar an der oberen Schmalseite des Tisches. Zur Rechten hatte er den Professor, ich saß neben diesem, und meine Nachbarin war die junge Frau des Arztes Dr. W. Die Theilnehmer zeigten alle einen ungewöhnlichen Ernst, nur der mir gegenüber sitzende junge Baronet L. rebete und lachte hin und wieder seinem Nachbar zu. Als jedoch Starton seinen Platz einnahm, verstummte auch er und ich sah auf seinem Gesicht den Ausdruck lebhafter Spannung erscheinen. Starton sah beim Lampenlicht sehr bleich aus; mit apathischer Stimme las er aus einer Taschenbibel das 21. Kapitel der Offenbarung Johannis vor. Die Hände, auch die Starton's, lagen alle nebeneinander auf dem Tisch, eine fortlaufende Kette bildend. Gleichmäßig und schläfrig klangen die Worte an mein Ohr. Zweimal las Starton das Kapitel, dann blieb er eine Weile still und wir Alle thaten desgleichen, so daß in dem kleinen, dämmerigen Zimmer kein Laut hörbar war. Als Starton die Lampe noch tiefer schraubte und zum dritten Male anfang: „Und ich sah einen neuen Himmel“, hörten wir ein dreimaliges, kurz abgebrochenes Klopfen. Wo der Schall desselben herkam, vermochte ich nicht festzustellen. Die Theilnehmer waren alle im höchsten Grade gespannt. „Bist Du da, Charlie?“ fragte Starton mit leiser, sanfter Stimme. Wiederum erkante drei Mal ein Klopfen. „Es ist der kontrollirende Geist“, sagte Starton zu uns, „der Geist eines 12-jährigen Knaben, der seit zwei Jahren kommt.“ Eben wollte er zu einer neuen Frage an den unsichtbaren Klopfen ausholen, als Professor W. mit einem kritischen Gesicht zu Starton sagte: „Hassen Sie es nicht als Mißtrauen auf, aber in früheren Sitzungen, denen ich in

Amerika bewohnte, wurden dem Medium zur Kontrolle von Nebenstehenden die Füße beschwert; wäre das hier auch erlaubt?“ Starton schien einen Augenblick erstaunt, dann sagte er: „Bitte“, nahm die Lampe vom Tisch, leuchtete darunter und ersuchte den Professor, sowie den Baronet L., je einen Fuß auf den entsprechenden Seiten zu stellen. Beide thaten das. Die Sitzung nahm dann ihren Fortgang. Es wurde nun mit dem Geist das bekannte Klopfsalphabet verabredet und wir erfuhren auf diese Weise, daß der selige Charlie Herr Dr. W. zu sprechen wünsche. Möglich, als wir mitten in der Geisterunterhaltung waren, fühlte ich, wie mich der Professor anfaß und hörte ihn mir auf italienisch zuraunen: „Es ist etwas nicht in Ordnung!“ Ich gerieth in Aufregung; gleich darauf wandte sich der Professor zu Starton: „Entschuldigen Sie“, sagte er rasch, „wenn ich Sie auf's Neue unterbreche, aber ich muß Sie im Interesse der Sache erfuchen, die Stiefel auszukziehen.“ Er sagte das in so gewöhnlichem Tone, daß Niemand darin etwas Auffälliges wahrnehmen konnte, trotzdem blieben Alle erstaunt über diese Aufforderung. Starton schien in Verlegenheit zu gerathen, ich sah ein seltsames Lächeln auf seinem Gesicht, und dann sagte er, scheinend verbindlich: „Wenn sie es wünschen —“ und entledigte sich rasch seiner Stiefel, worauf sich wieder die Nachbarfüße auf die seinen stellten. Nun ging die Sitzung wieder eine Weile fort. Der Geist drückte den Wunsch aus, daß man das Licht ganz entfernen möge. „Jedenfalls will sich Charlie materialisiren“, sagte Starton. „Sie wissen, meine Herrschaften, daß wir in der vorigen Sitzung drei Materialisationen hatten. Ich muß aber um rechte Theilnahme und absolute Stille bitten.“ Raum hatte er das gesagt, als wir ein schweres Unwohlsein wahrnahmen. Ein in der Ecke stehender Stuhl war von unsichtbarer Hand umgeworfen worden, dann hörten wir eine Weile Töne wie von einer Flöte. Inzwischen ging Charles Klopfen rastlos fort. Da — mitten in ein neues Gepolter hinein gelte er lauter Aufschrei Starton's; er sank hintenüber und lag da, als hätte ihn der Schlag getroffen. In demselben Moment erhob sich der Professor und rief laut: „Meine Herrschaften, dieses Medium ist ein Schwindler, ein Betrüger schlimmster Art! Ueberzeugen Sie sich!“ Er bückte sich unter den Tisch und brachte blitzschnell einen der Stiefel zum Vorschein. Er drehte ihn um und wies uns Allen die Sohle — sie zeigte ein freisundes Loch!

Wir wußten noch nicht, wie wir uns die Sache enträthseln sollten, aber eine neue Aeußerung des Professors brachte schon die Lösung. Er wandte sich an den Arzt Dr. W., zeigte auf den bleich dastehenden Starton und sagte: „Unterziehen Sie bitte den rechten Fuß dieses Herrn, jedenfalls ist der Haken, mit dem er uns den Klopfgeist vorstellte, in seine Sohle gebrungen, denn ich habe ihn so auf den Fuß getreten, daß er sich wohl eine kleine Verletzung zugezogen haben wird. Sehen Sie, meine Herrschaften, wie geistreich der Schwindler verfährt!“

Und nun erklärte uns der Professor das Unglaublichscheinende. Er war gleich zu Beginn der Sitzung mißtrauisch geworden, hatte das dumpfe Gefühl gehabt, daß Starton die Klopftöne mit seinen Füßen hervorbringe, und deshalb das Anstinnen an ihn gestellt, die Stiefel auszuziehen. Nun sei er, der Professor, gewahr geworden, daß der rechte Fuß Starton's sich hin und wieder unmerklich gehoben habe, da habe er den seinen plötzlich fest daraufgesetzt und nun sei die Entdeckung da. Starton habe in der Höhlung zwischen der Sohle und dem großen Zehen eine Art Klammer befestigt, die durch das Loch des Stiefels den Boden berührte; indem er diese mit einer durch Uebung erworbenen Geschicklichkeit auf und ab führte, seien die „Geister“-Klopftöne entstanden. Diese Ausführungen bestätigte sofort der Arzt, der uns das corpus delicti brachte: einen kleinen, eisernen Pfropf, der oben spitz war und unten in eine breite Platte ausließ. Da hatten wir nun das Geheimniß! Durch den energischen Druck des Professors war der Haken Starton in das Fleisch des Fußes gebrungen und hatte ihn zu dem schmerzlichen Aufschrei veranlaßt. Der Arzt erklärte die Wunde für ungefährlich.

Unter den Anwesenden entstand natürlich eine große Sensation. Alle verlangten, daß Starton der Polizei übergeben werde. Dieser war inzwischen wieder zu sich gekommen; mit größter Kaltblütigkeit erhob er sich, öffnete die Thür eines Nebenzimmers und führte seine angebliche Cousine herein. „Damit Sie es denn auch ganz wissen, meine Herrschaften“, sagte er, „diese Dame ist meine Frau. Sie übernimmt gewöhnlich die Darstellung der Materialisationen und auch die kleinen Postereien — da, sehen Sie selbst.“ Er öffnete, unbekümmert um die allseitigen Laute der Entrüstung, in der Ecke des Zimmers, wo noch der umgeworfene Stuhl lag, an der Tapete eine kleine

Handlung  
fein  
ständig  
Unaus  
haben  
die sich  
theoretis  
stenerbit  
Anschalt  
Anzahl  
geben h  
Veroffen  
an das  
die  
triebener  
Lebensa  
einigen  
Suttnern  
Internat  
haupt

ntlich  
s mit  
ligen  
liches  
n be-  
fellen  
agen,  
eibes  
Haar  
gend-  
rau,  
t, sie  
selbst  
und  
mich  
ählt  
aber  
ch bei  
nden,  
Spur  
dies  
junge  
m so  
e, bin-  
strom  
fern  
Büste.  
doch  
ährte  
Ent-  
t die  
immer-  
hält  
Ge-  
giebt,  
ing.“  
die,  
haus  
luther  
selbe-  
mand  
gland  
Es  
in  
nung  
denen  
ent-  
einen  
abend  
hnen.  
kann  
a zu-  
kten-  
Pro-  
der  
smus  
schen  
gern  
dings  
ffors  
Be-  
gang

Hier, die nur bei einer eingehenden Untersuchung sichtbar geworden wäre, und durch die bequem eine Hand langen konnte.

Wir waren sprachlos. Es trat eine Weile Schweigen ein. Dann erhob plötzlich der Professor wieder seine Stentorstimme und schrie den gleichgiltigen Starton an: „Morgen früh haben Sie London verlassen oder ich bringe Sie dahin, wohin Sie hin gehören!“

Am andern Morgen war Mr. Starton mit Frau thatächlich aus London verschwunden.

## Nochmals die Phönixzahl.

Die Eigentümlichkeit der im Halle'schen Courier vom 29. August 1896 erwähnten Phönixzahl ist merkwürdig genug. Die sich selbst immer wiederherstellende Kraft derselben ist aber noch viel weitgehender als dort angegeben wurde. Vielleicht interessiert es einige Leser, Näheres zu erfahren.

Man zerschneide die Zahl an beliebiger Stelle und bilde eine neue Zahl durch Vertauschung der beiden Gruppen. Man kann auf diese Weise 18 verschiedene Zahlen erhalten. Wenn man 2 dieser Zahlen zusammensetzt oder auch von einander abzieht, so entsteht immer wieder eine der 18 Zahlen, z. B.

578 947 368 421 052 631  
210 526 315 789 473 684

durch Addition 789 473 684 210 526 315  
durch Subtraktion 368 421 052 631 578 947

Auch 3 und mehr dieser 18 Zahlen können zusammengesetzt werden und geben die Reihenfolge der Ziffern ungetrübt, wenn man eine etwa vorn entstehende überzählige Ziffer zu der letzten Ziffer hinzuzählt.

Jede der 18 langen Zahlen kann mit einer ganz beliebigen Zahl multipliziert werden. Wenn Alles, was vorn mehr als 18 Stellen ist, abgestrichen und hinten addirt wird, so ist der Phönix wieder entstanden. Z. B.: Ich wähle, um die Willkür in der multiplizirenden Zahl zu zeigen, das heutige Datum 31. 8. 1896.

631 578 947 368 421 052 mal  
3 181 896

2 009 618 526 315 789 471 674 592.

Überzählig ist 2 009 618. Dies zu giebt den 18 übrigen Stellen addirt giebt 5263 . . . . .

Wie der Phönix der Fabel alle 500 Jahre einmal sich zeigen soll, so ist auch die genannte Zahl nicht die einzige ihrer Art. Es giebt noch mehrere davon, ja man hat allen Grund, anzunehmen, daß ihre Schaar unendlich groß ist.

Die kleinste derselben ist

142 857

dann folgen

285 714

428 571

571 428

714 285

857 142

Man sieht, daß diese 6 Zahlen zu ein und demselben Zahlenverbande oder einer Familie gehören.

Würde man jede Sekunde eine Zahl zählen und von jetzt ab mit 0, 1, 2 u. s. w. anfangen, so hätte man nach 40 Stunden die erste Phönixzahl gefunden und würde im Laufe der nächsten 10 Tage noch die 5 andern treffen. Nach einer Kleinigkeit von rund 372 650 000 Jahren hat man dann die nächste Zahl erreicht, welche so lautet

1 176 470 588 285 294.

Sie hat noch 15 Zahlen im Gefolge, von denen die letzte

9 411 764 705 882 352

nach vor Ablauf von rund 3000 Millionen Jahren angetroffen würde.

Nun kommt unsere bereits bekannte 18stellige Zahl und ihre Sippe:

105 263 157 894 736 842.

Dann folgen 22 Geschwister, das jüngste heißt

1 304 347 826 086 956 521 739.

Man findet es mit den andern im Laufe von 41 bis 300 Billionen Jahren. Nun folgt eine 28stellige Zahl

1 034 482 758 620 689 655 172 413 793  
und ihre 27 Geschwister, dann kommt eine 46stellige Zahl  
1 063 829 787 234 042 553 191 489 361 702 127 659 574 468 085  
und ihre 45 Verwandten.

Da wohl schwerlich Jemand sich die Mühe nehmen wird, an diesen und den folgenden Zahlen sich im Rechnen zu üben, so sei nur erwähnt, daß es dann noch je eine Gruppe von 58, 60 und 96stelligigen Phönixzahlen giebt. Sie zu erfahren, trägt wohl kaum Jemand Verlangen. Unter allen Zahlen, welche bis zu 100 Stellen haben, giebt es nur 760 Phönixzahlen, das sind ungefähr so viele, als wenn man von all dem Staube, welcher die Erde und die Sonne und die anderen ungezählten Sternensysteme zusammensetzt, mit spizen Fingern eine kleine Prise entnimmt.  
Dr. Eder.

## Allerlei.

Das Königreich Dahomey wurde stets von den größten Tyrannen der Welt regiert. Des Königs Wort ist Gesetz; wer ihm zuwiderhandelt, wird ohne alle Ceremonie um einen Kopf länger gemacht. Trotzdem aber ist die Regierung die geordnetste in Afrika. Das Volk von Dahomey ist eine der mächtigsten und kriegerischsten Nationen auf dem Continent und lebt mit den kleineren und schwächeren Stämmen in fast unaufhörlichen Feindseligkeiten, durch welche sie Gefangene bekommen, die dann als Sklaven verkauft werden. Eine große Anzahl der elben wird geopfert, sobald ein Günstling des Königs stirbt. Beim Tode des Königs Guzo, im November 1858, wurden 800 Gefangene und 200 Lieblingsfrauen des Königs getödtet und sein Sohn opferte dem Andenken des Vaters noch 2400 Menschen. Alle Unterthanen bringen ihrem Könige große Ehrfurcht entgegen. Sobald sein Name genannt wird, fallen alle, die ihn hören, nieder, küssen den Boden und bedecken sich mit Staub. Eine europäische Kultur wird dieser schwarzen Rasse wohl kaum beizubringen sein.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Es naht die Zeit, in der wieder zahlreich Bestellungen auf Obstbäume gemacht werden zur Herbstpflanzung. Da tritt ein wirtschaftliches Uebel wieder deutlich hervor, an dem unser deutscher Obstbau seit lange krank und das mehr wie irgend ein anderes dazu beigetragen hat, unseren vaterländischen Obstmarkt in totale Abhängigkeit vom Auslande zu bringen: wir meinen die entsetzliche Menge Sorten, die es von jeder Obstart, besonders Äpfeln und Birnen, bei uns giebt. Unsere großenKonservefabriken, Obstbären usw. sind meist nur dann in der Lage, in der Güte des Produkts mit dem Auslande, besonders Amerika, zu konkurriren, wenn sie ihr Rohprodukt im Auslande kaufen, weil in der Regel weder ein einzelner Obstproduzent, noch überhaupt eine einzelne Gegend in Deutschland die erforderlichen Massen derselben Obstsorte hervorbringt. Jeder baut bei uns an, was ihm gerade paßt oder ihm zufällig empfohlen wird — es fehlte bisher der große, leitende Gesichtspunkt, das Unterdordnen des Einzelnen unter die Gesamtheit. Daher dann später die Klagen, daß unser einheimisches Obst nicht abzugeben ist, während für 32 Millionen Mark frisches und getrocknetes Obst aus dem Auslande jährlich eingeführt wird. — Nun ist vor Kurzem im Verlage der Königl. Hofbuchdruckerei **Trowitsch u. Sohn** in Frankfurt a. O. der aus der Feder des Chefredakteurs der im gleichen Verlage erscheinenden bekannten Wochenschrift „Der praktische Rathgeber im Obst- und Gartenbau“, **Johannes Böttner** eine Schrift erschienen, „**Unsere besten Obstsorten**“, Anleitung bei der Auswahl von Äpfeln, Birnen, Pfäumen, Kirschen, Kribsen, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Haselnüssen, Quitten, mit 60 Abbildungen in natürlicher Größe von **Johannes Mengelberg**. Das kleine Werk hat den Zweck, allen, die Obst pflanzen, mit Wort und Bild an die Hand zu gehen, welche Sorten sie pflanzen sollen. Die Auswahl der Sorten ist mit großer Sachkenntnis geschehen, jede einzelne ist abgebildet, und sind die Bedingungen genau angegeben, unter denen sie gedeiht und ihre Anpflanzung zu empfehlen ist. Es ist Allen, die Obstbäume pflanzen, dringend zu raten, im eigenen Interesse wie im Interesse der Allgemeinheit vor einer Bestellung auf Bäume das Böttner'sche Buch zu Rathe zu ziehen. Dasselbe kostet in jeder Buchhandlung 1 Mark und kann auch gegen Einlieferung von 1,10 Mark portofrei von der Verlags-Buchhandlung bezogen werden. —

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Dr. F. Pfeil, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.